

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 23. Februar 1833.

24

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lebensscenen aus Paris.

Von N. Fürst.

VI. Der reiche Nabob aus Lyon.

Es kommen öfters Leute aus den Provinzen nach Paris, die, angeblich, entweder im Auslande, oder auf weit entfernten Colonien sich große Reichthümer erworben haben, dann heimkehren, um auf vaterländischem Boden die Zinsen ihres großen Vermögens in Ruhe zu genießen. Solche Leute sieht man häufig in den Salons, auf den Promenaden, in den Theatern, den vornehmsten Restaurationen und Kaffehäusern, aber selten gefallen sie sich in der Hauptstadt; sie verschwinden plötzlich, wahrscheinlich, um in entferntern Provinzen, fern von allem Geräusche, eines ruhigeren Lebens sich zu erfreuen. Zu den Glücksmännern dieser Art gehört auch Hr. St. Armand de la Charbannes, der, aus Lyon gebürtig, frühzeitig seine Vaterstadt verließ, nach Amerika auswanderte, wo er durch glückliche Handels speculationen sich ein enormes Vermögen erworben hatte. Als er nach Lyon zurückkam, wollte keiner sich seiner erinnern; als man aber erfuhr, daß er im Besitze von vielen Millionen sey, da strömten Freunde, Bekannte, Anverwandte, Schulcameraden in Menge herbey, so daß Hr. de la Charbannes fast genöthigt war, die Flucht zu ergreifen, um nicht von den vielen Liebkosungen und Umarmungen erdrückt zu werden. Aber auch an Feinden fehlte es nicht, die dreist behaupteten, er sey ein Windbeutel, ein Betrieger, der gar kein Vermögen besitze, und mehrere dergleichen Verleumdungen wurden ausgestreut, um dem reichen Manne das Leben in seiner Vaterstadt zu verkümmern.

Hr. St. Armand de la Charbannes war Witwer; er hatte nur eine einzige Tochter, Eugenie, die er mehr als seinen Reichthum, mehr als alle Schätze der Erde liebte. Der Leumund war aber auch hier nicht unthätig, man wollte ihm die Vaterschaft abstreiten, und man flüsterte sich heimlich zu: Eugenie sey seine Tochter nicht. Das Mädchen war 18 Jahre alt und von schöner Gestalt. Ein einziges Kind ist, wie man weiß, gewöhnlich ein wenig ver-

zärtelt, und eigensinnig. Eugenie machte von dieser Regel keine Ausnahme. Der Vater wollte sie an einen jungen Officier, von guter Familie, verheirathen; die Tochter zeigte bey dieser Gelegenheit nicht den geringsten Eigensinn, denn der Officier war ein junger schöner, gebildeter, lebenswürdiger Mann. Der Vater wollte die ganze neue Hauseinrichtung in Lyon verfertigen lassen, um auch den Handwerksleuten seiner Vaterstadt etwas zu verdienen zu geben; aber hier erwachte plötzlich die ganze eigensinnige Natur der Tochter. Sie behauptete, das alles, was in Lyon verfertigt wird, nicht nach ihrem Geschmack, nicht nach ihrem Sinne ist, und sie bestand darauf, daß alles von Paris kommen müßte. Aus Liebe zu seiner Tochter mußte der Vater sich schon in ihren Eigensinn fügen. „Was liegt mir daran,“ sagte er zu seinen Freunden, „einige tausend Franken mehr auszugeben, wenn ich dadurch die Zufriedenheit meines Kindes erkaufen kann? Und im Grunde hat Eugenie Recht; in Paris wird alles doch weit geschmackvoller, besser und eleganter fabricirt. Ich will selbst nach Paris reisen, um einzukaufen, was zum Etablissement meiner Tochter nöthig ist.“ Die Freunde billigten diesen Entschluß, beeilten sich auch, ihn mit recht vielen Aufträgen zu überhäufen, denn auch sie wünschten manche kostbare Dinge aus Paris zu erhalten, die man in Lyon nicht bekommen kann. Hr. de La Charbannes zeigte sich bereitwillig ihre Wünsche zu erfüllen; doch machte er zur Bedingung, daß die Freunde ihm das Geld zu den Einkäufen mitgeben müßten, weil er nur so viel Barschaft zu sich stecke, als er selbst zu seinem eigenen Gebrauche nöthig habe. Die Freunde fanden diesen Antrag billig, händigten ihm kleine und größere Summen ein, denn sie waren überzeugt, daß ihre Aufträge und ihr Geld in keinen bessern Händen seyn konnten.

Der reiche Nabob nahm Abschied von seinen Freunden, und setzte sich in den Reisewagen. Eugenie begleitete ihn eine Strecke Weges; denn er wollte sie während seiner Abwesenheit unter die Aufsicht einer Anverwandten stellen, die, als Witwe, auf einem kleinen Gute in der Nähe von Lyon sehr eingezo-gen lebte.

Der Wagen war kaum aus den Augen der Umstehenden verschwunden, als schon die Verleumdung ihr Schlangenhaupt emporhob, und das Zungengedresch von Neuem wieder anfing. „Der kommt nie wieder!“ hörte man da; „der wird schöne Streiche in Paris ansagen!“ hörte man dort. „Der Reisewagen ist noch nicht bezahlt,“ versicherte Einer, „er wird Wechsel auf Amerika oder auf den Mond ausstellen,“ spöttelte ein Anderer. Am geschäftigsten waren die alten Matronen des Quartiers. „Warum ließ er Eugenie nicht hier,“ riefen alle wie aus einem Tone, „hier gibt es ja auch rechtschaffene Familien, wo man ein junges Mädchen auf einige Wochen unter Aufsicht placiren kann?“ Dann nahmen sie einige Prisen Tabak, schüttelten die Köpfe, und riefen bedenklich aus: „Es gibt doch viele gottlose und böse Menschen auf dieser sündigen Erde!“

Eines Vormittags, es war an einem schönen Herbsttage, hielt ein eleganter Reisewagen vor einem der ersten Hotels in Paris. Hr. St. Armand de La Charbannes war glücklich in der Hauptstadt angekommen. Hinten auf dem Wagen saßen zwey Bedienten in geschmackvollen Livréen, auf dem Kutschenbock noch einer, und neben ihm sein Secretär, ein junger Mann in eleganter Kleidung, nach der neuesten Pariser Mode.

Der Gastwirth und seine Leute eilten dem Kommenden entgegen. Die schönsten, prachtvollsten Zimmer wurden aufgeschlossen. Hr. de la Charbannes wählte vier Zimmer nebst einem geräumigen Vorzimmer. Er säumte nicht den Wirth in Kenntniß zu setzen über die Absicht seiner Reise. „Ich werde in Paris,“ sagte er, „Vieles einkaufen zum Stabissement meiner geliebten Tochter, die ich in Lyon, meiner Vaterstadt, an einen jungen Officier verheirathe. In dem Vorzimmer werde ich alle Sachen hinstellen lassen, die ich einkaufe, und wenn alles beysammen ist, werde ich einen Frachtwagen miethen, auf welchem die Güter nach Lyon transportirt werden sollen. Sachen von größerem Werthe verschließe ich in mein Zimmer. Sie sollen für nichts haften, für nichts verantwortlich seyn. Wenn ich ausgehe, schließe ich die Zimmer zu, gebe die Schlüssel im Hause nicht ab, sondern stecke sie zu mir. Auch bin ich gewohnt, mich von meinen eigenen Leuten bedienen zu lassen, deren Ehrlichkeit ich erprobt habe. Glauben Sie nicht, mein Herr, daß ich das geringste Mißtrauen in Ihre Leute setze; davor behüte mich Gott! aber jeder Mensch hat seine Gewohnheiten und auch seine Schwächen. Ich kann keine fremden Menschen um mich leiden. Auch geschieht es nicht aus Geiz, denn ich versichere Sie, daß ich beym Abschied Ihre Leute eben so reichlich belohnen werde, als ob sie mich bedient hätten. Ihr Haus ist übrigens, wie ich sehe, sehr gut und schön eingerichtet. Ich werde meinen Freunden, während meines kurzen Aufenthalts, einige Dinés und Soupés geben. Ich rechne darauf, daß Sie es dabey an Glanz und guter Bedienung nicht fehlen lassen werden.“

Der Wirth verbeugte sich ehrerbietig, und versprach alles Mögliche anzuwenden, um die Zufriedenheit seines Gastes zu verdienen. Auch machte er keine Einwendungen gegen die getroffenen Anordnungen; er lobte vielmehr die weise Vorsicht seines Gastes, und Wirth und Gast schieden mit den freundschaftlichsten Gesinnungen von einander.

Unser Nabob ging nun, in Begleitung seines Secretärs, aus, um im Palais royal sich ein wenig umzusehen, und sich um die Preise mancher Sachen zu erkundigen. Die Dienerschaft blieb zu Hause, um die Zimmer zu hüten, und Sachen oder Briefe, die ankommen konnten, in Empfang zu nehmen.

Hr. de la Charbannes setzte in Paris viel Geld in Umlauf. Jeden Tag wurden schwere Kisten ihm ins Haus gebracht, die allerley Hausgeräthschaften enthielten, und die, wie er befohlen, ins Vorzimmer hingestellt wurden. Jeden Morgen, nach dem Frühstück, gab er den Kaufleuten Audienz, die ihm die kostbarsten Geschmeide aller Art vorzeigten. Er besah alles; kaufte manches, und bezahlte in barem Golde, was er kaufte. Wer die Betriebsamkeit der Pariser Kaufleute kennt, weiß, wie bald sie einen reichen Kunden auswittern, der viel Geld für Gegenstände des Luxus ausgibt, und man kann daher leicht denken, daß die Anzahl derselben sich jeden Morgen in dem Vorzimmer mehrte. Der reiche Nabob konnte aber unmöglich alle die ihm vorgezeigten Gegenstände auf einmal mustern und anschauen, auch konnte er sich nicht sogleich zum Ankauf dieses oder jenes Artikels entschließen. Die Kaufleute mußten ihm also ihre Waaren zur Anschauung überlassen, um eine Auswahl zu treffen, und keiner war pünctlicher, als er, in der Zurückgabe der ihm anvertrauten Sachen, oder in Bezahlung dessen, was er gekauft hatte. Er war erst seit vier Tagen in dem großen, geräuschvollen Paris, und schon fühlte er, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sey. Er nahm keine Frau, behüte!

ein Mann von fünfzig Jahren geht nicht mehr auf Freyersfüßen, sondern er dachte daran, eine gute, auserlesene Gesellschaft um seine Tafel zu versammeln. Aber wie das anfangen? Wo die Gäste hernehmen? — Hr. de la Charbannes kennt zwar die Welt, aber er kennt keinen Menschen in Paris. Er wirft sich in seine schönste Kleidung, setzt sich in seinen Reisewagen, der zum schönsten Stadtwagen umgestaltet worden ist, macht Visiten bey den berühmtesten Pairs, Deputirten, Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten, versichert sie seiner Huldigungen, und äußert, wie er schon lange sehnlichst gewünscht habe, ihre Bekanntschaft zu machen. Er ladet sie zu Tische ein, betheuert, daß ihm keine größere Ehre widerfahren könne, als so ausgezeichnete Leute bey sich zu bewirthen, und daß er mit Stolz seiner Familie und seinen Freunden in der Heimath erzählen werde, welche auserlesene Gesellschaft er die Ehre gehabt habe, bey sich zu Tische zu sehen. Solche Redensarten erweckten, wenn nicht den Appetit, so doch die Eitelkeit der Eingeladenen; sie versprachen zu kommen, und keiner war froher, als Hr. de la Charbannes, seinen Zweck so bald und so gut erreicht zu haben.

Die Dines und Soupés des reichen Nabob waren auch wirklich glänzend. Sein Ruf verbreitete sich bald in der Stadt. Man lobte seine Menschenfreundlichkeit, seine Bildung, seine Tugenden, und ganz besonders seinen Tisch, und Kenner versicherten, daß seine Mahlzeiten mit den so berühmten Lucull'schen Gastmählern des Hrn. von Cambaceres den Vergleich aushalten könnten.

Das Vorzimmer unsers Nabobs glich in den Morgenstunden dem Vorge-mach eines großen, mächtigen Ministers. Zu der großen Anzahl von Kaufleuten, die daselbst täglich sich einfanden, gesellte sich noch ein ganzer Schwarm von Sollicitanten, Leuten, die Stellen suchten, und die Hrn. de la Charbannes demüthigst baten, sich für sie bey den berühmten und einflussreichen Männern zu verwenden, mit denen er in Verbindung stehe. Hr. de la Charbannes, der ein gutes, menschenfreundliches Herz hatte, das gern Allen helfen wollte, versprach das Möglichste zu thun.

An den Tagen, wo unser Nabob keine Gesellschaften gab, sah es im Innern seiner Zimmer vollkommen wie auf einem Jahrmärkte aus. Die schönsten, kostbarsten Sachen, die ihm zur Auswahl anvertraut worden waren, lagen ausgebreitet auf Tischen und Stühlen herum, in bunten schimmernden Haufen; auch die Anzahl der Kasten hatte sich im Vorzimmer so angehäuft, daß Hr. de la Charbannes nun wirklich daran denken mußte, sie auch fortzuschaffen. Dieß geschah auch. An einem Nachmittage wurden die Kasten auf einen eigens dazu gemietheten Frachtwagen aufgeladen. Die Dienerschaft des Nabobs hatte dabey Arbeit vollauf; doch im Hofe wurden sie brüderlich unterstützt von den Leuten des Hauses, die bey der Aufladung sich auch nicht unthätig zeigen wollten. Um 6 Uhr war das ganze, mühselige Geschäft vollbracht. Hr. de la Charbannes stand neben dem Wirth am Thorweg, und ermahnte nochmals die Fuhrleute, ja genau Acht zu geben, daß nichts von den Sachen auf der weiten Reise zerbreche oder zu Grund gehe. Der schwerbeladene Wagen, mit sechs starken Rossen bespannt, fuhr fort. Aber nun ereignete sich im Hofe eine Scene, welche zeigte, daß der sonst so gelassene, so humane Hr. de la Charbannes auch sehr aufbrausend seyn konnte. Er rief seinen Secretär und fragte ihn, ob er den Wechsel von 10000 Franken, auf Hrn. Lafitte, eincaßirt habe? Der Secretär erblaßte, zog den Wechsel aus der Brieftasche hervor, und gestand,

daß er vergessen habe, dieses Geschäft zu besorgen. Sein Gebieter schäumte vor Wuth über diese Nachlässigkeit. „Wollen Sie mich zum Spitzbuben machen?“ rief er ihm mit donnernder Stimme zu, „sind Sie an mir gewohnt, daß ich eingegangene Verpflichtungen nicht pünctlich erfülle? Sehen Sie, ruchloser Mensch! in welche Verlegenheit Sie mich versetzt haben! Was sollen die Leute von mir glauben, deren Contos ich heute zu zahlen versprochen habe? Jetzt ist das Comptoir des Banquiers verschlossen. Was soll ich anfangen? — Entfernen Sie sich augenblicklich aus meinen Diensten, ich will Sie nicht mehr vor Augen sehen.“ Der junge Mann zitterte an allen Gliedern, und die Umstehenden baten Hrn. de la Charbannes, dem Secretär seine Nachlässigkeit zu verzeihen. Der Gastwirth trat nun auch hinzu, und erbot sich, durch einen seiner eigenen Leute morgen den Wechsel einzucassiren zu lassen. „Das ist mir sehr lieb,“ erwiederte der Nabob, „da haben Sie den Wechsel. Doch Sie müssen mir durchaus 6000 Franken darauf vorstrecken, die ich zur Deckung einiger Zahlungen in diesem Augenblick nöthig habe.“ Der Wirth machte keine Schwierigkeiten, zahlte die verlangte Summe aus, steckte den Wechsel zu sich, der ihm so gut wie bares Geld war. Der Nabob vertheilte das Geld in kleinere Summen unter seine Bedienten, die hier- und dorthin laufen mußten, um allerley Rechnungen zu bezahlen und sie quittirt zurückzubringen. Auch der Secretär, der wieder in Gnaden aufgenommen worden war, erhielt den Auftrag, Briefe in der Stadt abzugeben, mit der Weisung, das Geschäft gewissenhafter als das mit dem Wechsel zu verrichten. Hr. de la Charbannes wollte sich von der üblen Laune, in welche ihn der fatale Vorfall versetzt hatte, ein wenig zerstreuen, und fuhr ins Théâtre français, wo er den Abend zubringen wollte. — Es schlug 8 Uhr Morgens, und Hr. de la Charbannes war vom Schauspiel noch nicht zurückgekommen. Auch die Bedienten ließen sich nicht sehen; auch nicht der Secretär. Was soll das bedeuten? „Geschwind die Schlüssel her,“ ruft der Wirth; aber es sind keine Schlüssel da. „Den Hauptschlüssel geholt!“ Die Thüren werden geöffnet und der Wirth findet Alles in der besten, vollkommensten Unordnung. Alles Silberzeug, Porzellan, Krystallgeschirr, Tischgedeck ist aus den Schränken; Betten, Vorhänge, Fußteppiche, Kronleuchter, Spiegel, Girandols aus den Zimmern verschwunden. Die Gemächer waren nur ausmöblirt mit einer großen Anzahl Erdsäcken, auf welche der Gastwirth sich niederlegen konnte, um sein Unglück zu betrauern, und um auch die Anzeige an die Polizey niederzuschreiben, daß der reiche Nabob aus Lyon, Monsieur St. Armand de la Charbannes, Paris verlassen habe, ohne seinen Paß visiren zu lassen.

An Sigmund von Perger,
beym Anblicke seines Ganymed.

Ich weil' in stiller Zelle;	Man sieh' es, ein süß' Entzücken
Vor mir steht freundlich mild,	Erfüllt des Jünglings Brust;
Beglänzt von Morgenhelle,	Schon strömt aus seinen Blicken
Ein holdes Götterbild.	Des nahen Himmels Lust;
Es stellt auf diesem Bilde	Schon fast ihn heiß' Verlangen,
Sich Ganymedes dar,	Zu schau'n der Sel'gen Ort; —
Wie durch die Luftgefilde	Ihn hält der Aar umfangen
Ihn führt des Donn'ers Aar.	Und führt ihn liebend fort.

Tief aber unter ihnen,
Im gold'nen Sonnenstrahl,
Da seh' ich herrlich grünen
Ein reiches Frühlingsthal. —

Mit wonnevollen Blicken
Betracht' ich mir das Bild;
Von Ganymed's Entzücken
Wird meine Brust erfüllt.

Es sinkt die stille Zelle;
Der Lüfte weites Meer,
Es rauscht mit blauer Welle
Sanft säuselnd um mich her.

Ich athme Himmelsdüfte;
Es weht so leicht mein Haar;
Hoch schweb' ich durch die Lüfte;
Mich trägt des Donn'ers Nar!

O, führ' mich nur von hinnen,
Du Adler, stark und kühn!
Schon seh' ich dort die Zinnen
Des Götterberges glüh'n!

Olympos Felsenfeste,
Umbebt von ew'gem Glanz!
Der Götter Prachtalläste,
Ein wundervoller Kranz!

Schon sinken leis' wir nieder
Hinab in Dios Saal;
Es tönen hehre Lieder; —
O, gebt mir den Pocal!

Wie strahlt's von allen Wänden!
Wie grüßt mich Zeus so hold!
Er reicht mit heil'gen Händen
Mir einen Kranz von Gold.

Doch, wie ich niederfallen
Lezt vor dem Hohen will,
Da schwinden rings die Hallen,
Und ringsum wird es still.

Mir ist, als sänt' ich nieder,
Weit durch der Lüfte Raum,
Vom Götterberge nieder,
Als wär' nur Alles Traum.

Und sieh! in enger Zelle
Steh' wieder ich allein;
Des Morgens sanfte Helle
Fällt auf das Bild herein.

Doch hier zu meinen Füßen
Liegt noch des Donn'ers Kranz;
Die gold'nen Blätter giesen
Rings auf die Wände Glanz.

Der Kranz, den Götter droben,
Aus ew'gem Sonnenstrahl,
Aus Himmelslicht gewoben,
In Dios Wundersaal,

Der sollte mich umglänzen?
O nein, fürwahr, nicht mich
Soll dieser Lorbeer kränzen!
Der, Sigmund, ist für Dich!

Ja, herrlich wird Dich schmücken
Der Lorbeer, goldbelaubt!
D'rum kränz' ich, voll Entzücken,
Mit ihm Dein Künstlerhaupt.

Der Zelle Decke schwindet;
Es zieh'n die Götter ein,
Von Frühlingdunst verkündet
Und blauem Sternenschein.

Und ihre Chöre tönen
Zu heil'ger Harfen Klang
Triumphgesang dem Schönen,
Des Himmels höchsten Sang.

„Befeligt,“ hör' ich singen,
„Ist, wen der Kranz umglüht!
Er schwebt auf Silberschwingen
Hinauf, wo Phöbos zieht!“

„Er kennt nicht,“ hör' ich schallen,
„Des Lebens bitt're Noth!
Froh ist sein Erdenwallen!
Vergött'rung ist sein Tod!“

Carlopage.

Über die englischen Eilwagen.

Das Quarterly Review enthält Folgendes: „In unserer wunderwirkenden Zeit hat keine nützliche Kunst größere Verbesserungen aufzuweisen, als jene, die sich auf das System der Landreisen beziehen. Wenn wir hören, daß die Rede L. Londonderry's, die er in der Nacht im Hause der Peers hielt, in der nächsten Nacht gedruckt in seinem Pallaste in Durham (50 engl. oder 68 d. Meilen) anlangte, so erstaunen wir, und finden, daß dieß in keinem andern Lande der Welt möglich wäre. Wir wollen indes nur bey den gewöhnlichen Fahrten stehen bleiben; — ein Freund schreibt uns: „Ich jagte

im letzten Herbst in der Nähe von Brighton, am Montag, und speiste mit meinem Vater in Merrion-Square, Dublin, um 6 Uhr am folgenden Mittwoch, — Entfernung 400 engl. Meilen.“ Es geschah so: Er fuhr mit dem Abendwagen von Brighton, und kam in London zu rechter Zeit an, um mit dem Holyheader Felleisen abzugehen, das ihn, mit Hilfe des Dampfbootes, über den Canal zur gedachten Zeit nach Dublin brachte.

Sehen wir, ohne zu weit zurückzugehen, wie schnell man vor 90 Jahren reiste. Im J. 1742 verließ die Orforder Diligence London um 7 Uhr früh, und kam zu Mittag nach Urbridge, um 5 nach High-Wycombe, wo sie übernachtete, und am folgenden Tage eben so zu dem Sitz der Wissenschaften; es wurden also täglich 10 Stunden zugebracht, um 27 engl. M. zurückzulegen, und fast zwei Tage zu einer Reise verwendet, die jetzt mit größter Leichtigkeit in 6 Stunden vollbracht ist.

Zu den Verbesserungen, ohne Rücksicht auf die Qualität der Pferde, die Leichtigkeit der Wagen, die Güte der Straßen, gehört auch die Schnelligkeit des Umspannens, für welches den Giltwagen nur eine Minute erlaubt ist, welches aber oft, mit Hilfe von fünf Stallknechten, in 50 Secunden gethan ist. Noch vor 40—50 Jahren gehörte hiezu stets eine halbe Stunde, oder mehr, und es blieb Zeit genug für Thee, Kaffee und Nachtmahl übrig. Zu allen diesen Vortheilen kommen noch die Abkürzungen der Entfernungen durch Verlegung des Straßenzugs, und Durchschneidung von Anhöhen; nicht selten sieht man jetzt vier Pferde mit Leichtigkeit auf derselben Straße bergab trottliren, wo sie früher bergan ziehen mußten. Die Straße nach Brighton ist mit Gesellschaftswagen bedeckt, 25 fahren im Sommer hin und her; der schnellste ist der Red Rover, welcher den Weg in fünf Stunden zurücklegt; der Aße, von H. Stephenson geführt, war ein Gegenstand der Bewunderung für Brighton, und täglich versammelte sich eine große Menge, um ihn abfahren zu sehen. H. Stephenson hatte den Doctorsgrad in Cambridge erhalten, aber seine Leidenschaft für den Vock siegte über jeden andern Ehrgeiz und er ward Kutscher von Profession. Seinem Andenken gebührt die Gerechtigkeit, daß, obgleich er jung starb, er es zur Vollkommenheit in seiner Kunst gebracht hat; er blieb stets Gentleman, und verfeinerte die Genüsse der Gesellschaftswagen. In gewissen Entfernungen beim Pferdewechsel wurden aus silbernen Gefäßen den Reisenden Erfrischungen gereicht. Vor zwei Jahren starb er an den Schmerzen einer Zehe, die er sich auf dem Wagen bey dem strengen Froste von 1830 erfroren hatte. Es fehlt indeß auch nicht an andern wohlherzogenen Kutschern auf der Straße; zugleich mit Stephenson fuhr ein anderer Gentleman seine eignen Pferde vor einem Giltwagen; — er war mit den ersten Familien in Wallis verbunden, und sein Vater war lange Zeit Parlamentsglied; eben so Ch. Jones, welcher die „Perle“ führt.

Was schnelle Fahrt betrifft, so fährt der Greter Giltwagen 172 e. M. in 20 Stunden, welches für die unebene Bahn sehr viel ist. Für dieselbe Entfernung braucht die Diligence von Calais nach Paris 48 Stunden im Sommer, und 50—60 Stunden im Winter, und dieß hält man für gut gefahren; — und doch wird diese außerordentliche Schnelligkeit in England im Allgemeinen durch keine grausame Anstrengung der Thiere hervorgebracht. Die meisten Unfälle finden beim Hinabfahren über Anhöhen Statt.

L i t e r a t u r.

„Die Hofdame und der Feind.“ Ein Roman von Penseroso. 3 Theile. Leipzig, bey A. Wienbrack. 1831. 8.

Nichts ist leichter, als über entschieden Gutes oder Schlechtes ein genügendes Urtheil zu fällen. Man braucht im erstern Falle nur das Lobenswerthe in sein gehöriges Licht zu setzen und nach Verdienst zu würdigen; und im letztern dem Verwerflichen ohne weiters den Stab zu brechen. Aber ganz anders verhält sich die Sache mit dem Mitteltgute, dem eigentlichen genre ennuyeux Voltaire's, wie gewiß Niemand in Abrede stellen wird, der sich aus was immer für einer Veranlassung irgend einmal mit öffentlichen Beurtheilungen literarischer Erscheinungen befaßt hat. Und solch' ein Mitteltgut ist gerade vorliegender Roman von Penseroso. Seinen Inhalt darzulegen wäre eine eben so unnöthige als verdriessliche Arbeit. Genug, es finden sich in ihm alle Ingredienzen, aus denen der Trost unserer Romanschreiber seine Mischungen gewöhnlich zu brauen pflegt, und die Tugend setzt sich herkömmlicherweise zu Tische, nachdem sich das Laster erbrochen hat. Nach gedlegener Auffassung der Menschennatur, scharfer und consequent durchgeführter Charakteristik, ergreifender Schilderung menschlicher

Leidenschaft u. dgl. wird man sich hier vergebens umsehen. Der Verfasser wollte sichtlich ein Gemälde der großen Welt entwerfen; allein seine Prinzen und Prinzessinnen, Grafen und Gräfinnen sind — Nebelgestalten ohne Hintergrund; seine große Welt — ein lampenerhelltes Theater mit grob bemalten Leinwandcoullissen. Die Ersindung der Fabel ist von wenigem Belange — *α. Διαζευξύν* würde Dionys von Hasikarnasfi sie genannt haben — die Hofdame (Seraphine) ein Inbegriff von körperlichen und geistigen Vollkommenheiten; der Hauptheld (Prinz Albert) ein Muster von Härtslichkeit, Treue und Verstand; der Bösewicht (Graf Ustakin) eine Mixtur der widerrlichsten Eigenschaften — kurz Alles ist so ziemlich auf die Spitze gestellt; am meisten jedoch der Charakter der Prinzessin Beatrice, einer wahren *bellis perennis*; denn schwerlich dürfte man in einem höhern Kreise selbst mit des Diogenes Laterne ein ihr nur halbweg ähnliches Exemplar von Ueberheit, Geschmacklosigkeit und Geistesbeschränktheit aufzufinden im Stande seyn. Allein der Verfasser brauchte Contraste; hinc illae lacrymae! Trotz allem dem ist es ihm aber dennoch nicht gelungen, seinen Lesern ein wahres und dauerndes Interesse für seine Hauptpersonen einzusößen. Um ihm jedoch von der andern Seite wieder sein volles Recht widerfahren zu lassen, muß Referent gestehen, daß die Schreibart in diesem Romane ungezwungen und fließend ist, ja an manchen Stellen sogar nicht schmucklos, aber ohne Prunkredneren. Auch mehrere Beschreibungen darf man ohne Bedenken gelungen nennen, und die hie und da eingestreuten Gedichte und Lieder lassen dem Stoff und der Form nach wenig oder nichts zu wünschen übrig.

Um sein Gesammturtheil über dieses neue Product im Gebiete der Romanliteratur kurz und bündig auszusprechen, weiß Referent kein besseres Mittel als es mit einer mathematischen Fläche zu vergleichen, die zwar Breite und Länge, aber keine Tiefe hat; und es gehört in der That eine gute Portion Selbstverläugnung und mehr als gewöhnliche Geduld dazu, durch all das Hin- und Hergerede so vieler sprechseligen Haupt- und Nebenpersonen drey Bände lang sich durchzuwinden, ohne einer Anwandlung zum Schlummer sich hinzugeben. 8.

„Allgemeine Theaterchronik.“ Wöchentliche Mittheilungen von sämtlichen deutschen Theatern. Herausgegeben von L. von Uvensleben.

Durch das allgemeine Interesse, welches jezt das deutsche Theaterwesen erregt, ist es erklärlich, daß sich mehrere Wochen- und Monatschriften zugleich mit dem historischen Detail darüber lebhaft beschäftigen können. Gegenwärtige Chronik berichtet die Tagesereignisse der meisten Bühnen, und zwar vermöge ihres viermaligen Erscheinens in je der Woche, schneller, als das ältere, gleichem Zwecke bestimmte und in Monatsheften gelieferte „Tagebuch deutscher Bühnen,“ von Winkler. Die beygefügte Anzeigen über Engagementsgesuche, Manuscriptenverkauf u. s. w. sind allen Directionen erwünscht und wissenswerth. Den Meldungen über einzelne Leistungen dürfte hin und wieder Unparteylichkeit, dem Ganzen aber ein allgemein passender Maßstab für Lob und Tadel abgehen. Oft ist dasjenige, was das kleine Städtchen N. oder X. meisterhaft, unübertrefflich und nie gesehen nennt, weit meisterhafter, übertroffener und oft gesehen in Hauptstädten vorgekommen, und der erste Tenor A — dort, ist hier kaum als leidlicher zweyter Sänger zu verwenden. Doch ein geübter Bühnenvorsteher findet wohl mit der Zeit die rechte, vergleichende Scala. — Wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang und thätige Unterstützung. Kleine Unvollkommenheiten werden in der Folge noch mehr, als es schon im Laufe des ersten Jahrganges geschah, auch ohne Rath und Bezeichnung verschwinden. 8.

Concert-Anzeige.

Sonntag, den 24. Februar, wird Hr. C. Lewy, Solowaldhornist des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore und Professor am hiesigen Conservatorium, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert geben. Die Leistungen des Concertgebers selbst, so wie die übrigen vorkommenden Musikstücke versprechen eine Reihe der interessantesten Genüsse. Die Anschlagzettel enthalten das Nähere. Billets zu den Sperrsitzen zu 2 fl. C. M., und Eintrittskarten zu 1 fl. 36 kr. C. M. sind in den Kunsthandlungen der Hh. Diabelli, Haslinger, Artaria, Recheti und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.